

Anne Overlack

Laudatio auf Christa Ludwig zur Verleihung des Eichendorff-Preises
in Wangen im Allgäu am 22. September 2019

„[...] ich pflücke mein Können ab und werfe es für die
in die Welt, die es verstehen und verdauen können.“

Else Lasker-Schüler an Paul Goldscheider am 21. Dezember 1927

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Christa Ludwig,

ja, das war ein Zitat von Else Lasker-Schüler, Zeichen ihres trotzig-stolzen
Selbstbewusstseins als Dichterin. Ich vermute, Sie kennen das folgende Gedicht,
es gehört zu ihren berühmtesten:

Ein alter Tibetteppich

Deine Seele, die die meine liebet
Ist verwirkt mit ihr im Teppichtibet

Strahl in Strahl, verliebte Farben,
Sterne, die sich himmellang umwarben.

Unsere Füße ruhen auf der Kostbarkeit
Maschentausendabertausendweit.

Süßer Lamasohn auf Moschuspflanzenthron
Wie lange küßt dein Mund den meinen wohl
Und Wang die Wange buntgeknüpfte Zeiten schon.

Als Karl Kraus den Tibetteppich in der Silvesterausgabe seiner Fackel im
Dezember 1910 nachdruckt, feiert er die neunzeilige Kostbarkeit so:

„Nicht oft genug kann diese taubstumme Zeit [...] durch einen Hinweis auf Else
Lasker-Schüler gereizt werden, die stärkste und unwegsamste lyrische
Erscheinung des modernen Deutschland. [...] Das hier aus der Berliner
Wochenschrift ‚Der Sturm‘ zitierte Gedicht gehört für mich zu den ent-
zückendsten und ergreifendsten, die ich je gelesen habe, und wenige von Goethe
abwärts gibt es, in denen so wie in diesem Tibetteppich Sinn und Klang, Wort
und Bild, Sprache und Seele verwoben sind.“

Karl Kraus war einer der großen Verehrer von Else Lasker-Schüler, sie verlieh ihm den Ehrentitel „Herzog von Wien“, wie sie allen engen Freunden und Spielgefährten eigene Fantasienamen gab. Kraus und sie trafen sich in ihrer Unbedingtheit, die je eigene Sprache zu suchen, zu sprechen und zu feiern – ohne dabei auch nur im Geringsten auf Anerkennung oder Missbilligung der Öffentlichkeit zu schießen. Autarke Seelen, Blutsbrüder!

Im 30. Jahr ihrer Schriftstellerkarriere erhält Christa Ludwig heute den Eichendorff-Preis. Sie erhält ihn für ihr reiches Gesamtwerk, das sie insbesondere jungen und jüngsten Lesern gewidmet hat, vielleicht erhält sie ihn auch als Mitherausgeberin der Literaturzeitschrift „Mauerläufer“, die ein Gesamtkunstwerk aus Bild und Text und schöner Gestalt ist. Insbesondere aber erhält sie ihn, so behaupte ich jetzt einfach mal, für ihr jüngstes Buch, ihren ersten Roman für Erwachsene, eine Annäherung an Else Lasker-Schüler und ihre letzten Lebensjahre in Jerusalem, die mich in ganz besonderem Ausmaß fasziniert und beeindruckt. Auch beim vierten Lesen noch, immer wieder und immer stärker.

Erlauben Sie mir, die wichtigsten Lebensstationen der Heldin von „Ein Bündel Wegerich“ in wenigen Sätzen und einigen Zitaten zu rekapitulieren.

2

Else Lasker-Schüler wurde 1869 geboren. Zeit ihres Dichterinnenlebens hat sie sich sieben Jahre jünger gemacht; später hätte sie diesen sieben Jahren gerne noch etliche weitere hinzugefügt, weil ihre Leidenschaft, sich zu verlieben und überhaupt zu lieben mit den Jahren eher zu- als abnahm, die begehrten Männer dabei aber nicht mit ihr alterten.

Nach einer umsorgten und behüteten großbürgerlich-jüdischen Kindheit in Wuppertal-Elberfeld heiratet die junge Else Schüler 1894 ganz bürgerlich. Ihr Mann Berthold Lasker ist Arzt, das junge Paar zieht in die Metropole, nach Berlin. Hier geht es ab in Sachen Kunst, Kultur und Literatur – und hier entflieht die junge Frau rasch dem bürgerlichen Leben; sie tut es mit Konsequenz und bitterem Ernst.

Ihre ersten Gedichte erscheinen 1899.

1903 wird die Ehe mit Berthold Lasker geschieden.

Ihr kurz vor der Jahrhundertwende geborener Sohn Paul wird nie erfahren, wer sein Vater ist.

Else Lasker-Schüler wird berühmt, sie ist der Star der Berliner Bohème, bekannt, begafft, begehrt – und bitterarm.

Im Februar 1913 veröffentlicht der Herzog von Wien, Karl Kraus zusammen mit einer Reihe weiterer Verehrer den folgenden Spendenaufruf in der Fackel:

„Die Dichterin Else Lasker-Schüler lebt in schwerer materieller Bedrängnis. Ihre Sorge um die Notwendigkeiten des Tages ist jetzt so ernst geworden, dass der unterzeichnete Kreis von Freunden und Verehrern sich verpflichtet fühlt, mit der dringenden Bitte um Unterstützung an all jene heranzutreten, bei denen er Verständnis für das dem Geschmack der Zeit noch entrückte Werk der Dichterin und darum auch Teilnahme an ihrer Lebenssorge voraussetzt.“

Man vergegenwärtige sich: die Dichterin hat ihren ersten Ehemann verlassen, der zweite, Herwarth Walden, verlässt sie 1910 zugunsten einer jüngeren „Lockenundame“ – so die gekränkte Ehefrau. Fortan wird sie nie mehr ein festes, eigenes Heim haben, sondern in wechselnden Hotelzimmern und Pensionen leben. Sie ist nicht nur als Lyrikerin revolutionär, sondern auch in ihren sozialen Bindungen: alleinerziehend – Jahrzehnte vor unserer Zeit, in denen die Freiheit, seine Familiengröße selbst und immer wieder neu zu definieren, zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Anders als früher springt die öffentliche Hand in Fällen echter Existenznot ein und leistet finanzielle Hilfe.

Else Lasker-Schüler hingegen lebt von der Hand in den Mund. Wenn sie etwas hat, teilt sie und verschenkt. Sie kann nichts als dichten, dies allerdings geschieht mit geradezu schlafwandlerischer Sicherheit, unerschütterlichem Selbstvertrauen, Stolz und Selbstgewissheit.

3

Den weiteren Verlauf der Geschichte kennen Sie, die Blutorgel des Ersten Weltkriegs, in der etliche ihrer liebsten Freunde fallen, allen voran Franz Marc, der Blaue Reiter, der die Fantasiewelten des Prinzen Jussuf, als den sich Lasker-Schüler imaginiert, so einfühlsam ins Bild setzen konnte.

Die wilden zwanziger Jahre bescheren der längst anerkannten Dichterin das Leid ihres Lebens: der über alles geliebte Sohn Paul erliegt im Dezember 1927 seiner Lungentuberkulose.

Immer wieder wirst du mir
Im scheidenden Jahre sterben, mein Kind

beginnt ihr gedichteter Nachruf auf den Sohn:

Darum weine ich sehr, ewiglich
In der Nacht meines Herzens.

Sehnsucht, Heimweh, Liebe – diese Gefühle grundieren ihre radikal modernen Gedichte, mit denen sie ihre Zeitgenossen herausfordert und doch, wenn wir auf die Inhalte schauen, in engem Bezug steht zu demjenigen, in dessen Namen heute gepriesen wird.

„Heimweh, Sehnsucht, In der Fremde, Abschied“ – so heißen die Gedichte von Eichendorff; die gleichen oder ganz ähnliche Überschriften stehen über den Gedichten Else Lasker-Schülers. Auch ein „Abendlied“ haben beide gedichtet, in dem Gott jeweils eine zentrale Rolle zukommt – doch selbst wenn beide Texte elegisch sind, die Melancholie der Dichterin ist größer.

Ich kann die Sprache
Dieses kühlen Landes nicht,
Und seinen Schritt nicht gehen.

heißt es in ihrem „Heimweh“, das anders als das Heimwehgedicht von Eichendorff das Verlustgefühl thematisiert, im eigenen Land nicht daheim sein zu können. Lasker-Schüler sehnt sich nach den eigenen Fantasiewelten, ihren längst versunkenen „Pharaonenwäldern“. Auch wenn Mond und Sterne in ihrer Bildwelt eine ähnlich prominente Rolle spielen wie beim romantischen Vorgänger, dort, wo „die Nacht eine Stiefkönigin“ ist, küsst Else Lasker-Schüler die Bilder ihrer eigenen Sterne.

Und schon klar, wenn es Eichendorffs lyrischem Ich in den Reiseschuhn brennt, dann ist Fernweh die nahe liegende und nachvollziehbare Ursache. Als bei Else Lasker-Schüler 1933 die Reiseschuhe brennen, gibt es andere Gründe: die Etablierung der Naziherrschaft verstärkt noch ihre Unbehaglichkeit im Getriebe der Welt. Schon in den ersten Wochen, im April 1933, verlässt die Dichterin das Deutsche Reich, sie geht nach Zürich. Von Zürich aus unternimmt sie 1934 und 1937 zwei Reisen nach Palästina.

In ihrem poetischen Reisebericht „Das Hebräerland“, der 1937 nach ihrer ersten Palästina-Reise in Zürich erscheint, feiert sie das britische Mandatsgebiet als das Gelobte Land nicht nur der Juden. Man sollte das nicht als Tatsachenbericht missverstehen; ihre grandios poetische und rundum positive Darstellung ihrer Erlebnisse in Palästina ist eine ähnlich gewollte Setzung wie ihre Lyrik. Oder, in ihren eigenen Worten: eine „Psalmodie“.

Ihr Zugriff ist unmittelbar und nur scheinbar naiv: „Heute fahre ich wieder unten ans Meer. Neben mir sitzt ein Beduine im gestreiften Atlaskleid, den Kopf in ein gelbes Tuch gehüllt. Wir sprechen Englisch zusammen, auch ein paar Worte Arabisch, die ich wohl auf der Straße aufgefangen, aber deren Sinn ich nicht verstehe. Darum lacht der bunte Mitreisende verstohlen – und ich weiß schon warum.

Im Grunde versteht man sich im Heiligen Lande – ohne was zu sagen.“

Schon damals verstand man sich nicht im Heiligen Lande, aber die Dichterin tut in ihrem Werk alles, darüber hinweg zu sehen. „Nur der dichtende Mensch, der sich bis auf den Grund der Welt Versenkende, zu gleicher Zeit sich zum Himmel Emporrichtende, erfasst, inspiriert von begnadeter Perspektive aus, Palästina, das Hebräerland!“ ist sie überzeugt.

Und sie geht noch einen Schritt weiter: „Und teilt mit dem Herrn die Verantwortung Seiner Liebblingsschöpfung.“

In Palästina muss Frieden herrschen, weil Gott das will. „Ich bin nicht Hebräerin der Hebräer willen, aber – Gottes Willen!“ erklärt die Dichterin. „Doch dieses Bekenntnis schließt die Liebe und Treue unerschütterlicher Ergebenheit zu Seinem Volke ein. Zu meinem kleinsten Volk unter den Völkern, dem ich mit Herz und Seele angehöre.“ Also müssen sich die Kinder Isaaks und Ismaels, die Vorväter von Juden und Arabern, verstehen. Das tun sie doch, oder?

„In Palästina, namentlich in Jerusalem, leben einträchtig die Nachkommen Isaaks und Ismaels, und die Rückkehr der Söhne und Töchter Isaaks gereichte den Söhnen und Töchtern Ismaels keineswegs zum Schaden“, schreibt sie. Und an anderer Stelle: „Im Herzensgrunde habe ich das arabische Volk unverhetzt lieb im Lande Palästina. Die Artigkeit beider Semitenvölker tut einem gut.“

5 Selbstverständlich weiß sie, dass diese Sicht auf die Dinge eine Projektion ist: (nämlich) die Arbeit der Dichterin an der Erfüllung eines ganz großen Menschheitswunsches und Gottesauftrags, zu dem sie nur das ihre beiträgt.

„Anstrengend ist der Aufenthalt im Heiligen Lande für denjenigen, der des Heiligen Landes Liebe erringen will, oder für eine Dichterin, die das Heilige Land in einen Psalm legen möchte“, stellt sie fest: „Mühsam bahnte ich mir durch mein Buch ‚Das Hebräerland‘ zwischen Stein und Stein einen geebneten Weg.“

Und so erträumt sie Gegenwart und Zukunft des Heiligen Landes: „Die mutigen Nachkommen unserer mutigen Pioniere, *die ihr Leben für das Aufblühen Palästinas aufs Spiel setzten*, im Kampf mit wildesten Bergbewohnern, rufen unaufhörlich ihre Brüder und Schwestern aller Länder und Erdteile heim ins Gelobte Land, [...].

Der englische Soldat ist ein Gentleman, wie auch der englische Polizist. Sie ehren die Liebe des Hebräers zu seinem ihm verheißenen Lande.“

Als Else Lasker-Schüler sich 1939 ein drittes Mal auf den Weg nach Palästina macht, verhindert der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ihre eigentlich geplante Rückkehr nach Zürich. Die nicht eben immigrantenfreundlichen Schweizer sind froh, die staatenlose Ausländerin los zu sein; ein Visum für die Schweiz wird die Dichterin nie mehr erhalten, sie stirbt am 22. Januar 1945 in Jerusalem.

Zunächst aber, 1939, die unsanfte Landung in der Realität: wie ist es Else Lasker-Schüler ergangen im Heiligen Land?

„Sie war also da, und man muss die Frage stellen: Ist sie in diesen Jahren glücklich gewesen?“ so Werner Kraft, der Jerusalemer Freund und Herausgeber ihrer Werke aus dem Nachlass, und er fährt fort: „Man sollte denken, die Dichterin der Zionssehnsucht hätte es sein müssen. Wenn der Zusammenstoß zwischen Ideal und Wirklichkeit oft schmerzhaft ist, um wieviel schmerzhafter war er für diese Frau, die nicht mit realen Vorstellungen und Kenntnissen, die voll von Träumen und dunklen Erwartungen in das Land ihrer Sehnsucht, in das Land ihrer Phantasie heimkehrte, mit einem Wissen um die Erlösung des Judentums, das ihr selbst am wenigsten half!“

Und damit, meine sehr verehrten Damen und Herren, sind wir endlich da angekommen, wo unsere Reise und meine Rede heute Morgen hinführen sollen, bei Christa Ludwigs Lasker-Schüler-Roman „Ein Bündel Wegerich“. Sein Titel ist ein Zitat aus dem 1934 in Zürich entstandenen Exil-Gedicht „Die Verscheuchte“:

Wo soll ich hin, wenn kalt der Nordsturm brüllt?
Die scheuen Tiere aus der Landschaft wagen sich
Und ich vor deine Tür, ein Bündel Wegerich.

6

In ihrem Roman unternimmt Christa Ludwig das Abenteuer, Else Lasker-Schülers letzte Jahre in Jerusalem zu imaginieren, die Dichterin des Hebräerlandes also mit der Realität im britischen Mandatsgebiet Palästina während der Weltkriegsjahre zu konfrontieren. Dabei gelingen ihr nicht nur die Einfühlung in Werte und Lebenswelt der Dichterin, sondern auch der Lasker-Schüler-Ton kongenial.

Über zwei Jahrzehnte hinweg hat Christa Ludwig sich mit ihrem Stoff beschäftigt; zunächst war im Verlagsauftrag eine populärwissenschaftliche Biografie geplant, in die erzählerische Inseln eingestreut werden sollten. „Aber das ging nicht,“ hat sie mir erklärt, „ich bin keine Sachbuchautorin.“ Außerdem war da immer die Frage: „Halte ich diese exaltierte und überspannte Frau überhaupt aus?“

Denn schon klar, eine wie Lasker-Schüler lässt sich nicht einfach konsumieren und schon gar nicht imitieren, man kann ihr nicht mir nichts, dir nichts unter die Dichterflügel schlüpfen, in ihrer Zunge reden. Hier ist der Anverwandlung eine harte und intensive Recherche- und Schreiarbeit vorausgegangen, bei der die Fremdheit wichtige Voraussetzung war. Christa Ludwig formuliert das in ihrer

Nachbemerkung so: „Wir sind einander wesensfremd und werden es bleiben. Vielleicht verstehen wir uns darum so gut. Ich suche nicht das Ähnliche, sondern das Fremde. Tat sie das nicht auch?“ Großes entsteht aus Widerständen, aus dem was sperrig ist, aus der Distanz. Wer in seinem Gegenstand aufgeht, kann kein gültiges Abbild schaffen.

In ihrem Roman beschreibt Christa Ludwig neben der Dichterin auch die Entourage von Lasker-Schüler, ihre Freunde und die um ihr Wohl so rührend besorgten Verehrer. Sie alle treten als reale Figuren in dem Roman auf. Schon damals gab es die, die Lasker-Schülers Fantasienspiele für Wahnvorstellungen hielten, wie etwa Martin Buber, und andere, die sie bedingungslos verehrten und vor sich selbst und der Welt zu schützen versuchten. Man lebte noch in einer Zeit, in der Lyrik-Liebhaber ihre Leidenschaft für ein großes Gedicht bereitwillig auch auf dessen Schöpferin übertrugen.

Als einzige erfundene Figur stellt Christa Ludwig der rasch stadtbekanntem Emigrantin einen jungen Dichter an die Seite, der die „autobiografischen“ Notizen Lasker-Schülers immer wieder durch beschreibende und einordnende Kommentare aufbricht, die dem Leser helfen sollen, in das Jerusalem der vierziger Jahre hineinzufinden: Wie lebten Araber und Juden damals miteinander? Wie verhielten sich die Briten? Wie gefährdet waren selbst die Juden, denen die Flucht aus dem Dritten Reich bereits gelungen war? Hier scheinen Tragödien auf, an denen nicht nur die fiktive Figur der Dichterin nachvollziehbar leidet und die im Übrigen, ganz unverhofft und ungeplant, den dramatisch aktuellen Hintergrund dieses Buches ausmachen.

7

Die Darstellung des Zeit-Kolorits und der Probleme, die es in Palästina damals gab (durch die Augen der Dichterin gesehen und dann wieder trocken kommentiert in den Notizen ihres jungen Herausgebers) sind wichtige Handlungsstränge. Mit doppelter Stimme erzählt Christa Ludwig so die letzten Lebensjahre der Dichterin in Jerusalem nach; an keiner Stelle mit dem Anspruch, so sei es gewesen, aber immer in der Gewissheit, so könnte es gewesen sein.

Dieses Verfahren, den historisch verbürgten Personen eigene Spielfiguren an die Seite zu stellen und sie miteinander ins Gespräch zu bringen, hat Christa Ludwig schon in mehreren ihrer Jugendbücher erprobt. Ich erinnere nur an ihren ersten Roman für junge Leser „Der eiserne Heinrich“ und dann an „Carlos in der Nacht“, den Don Carlos-Roman aus dem Jahr 2005.

Im Jerusalem der vierziger Jahre gibt die alternde Dichterin ihrem jungen Spielgefährten den Fantasienamen Tasso: „In meinem Kopf“, schreibt Tasso, „lebte ihr siebzehnjähriges Gesicht, das ich auf dem Foto in ihrer Kramkiste gesehen hatte unter dem gläsernen Herzmedaillon mit dem Porträt ihres toten Sohnes. Jedes Mal, wenn es mir gelang, ihr bei ihren unermüdlichen

Stadtgängen über den Weg zu laufen, erschrak ich tief, wenn ich ihre gebeugte Gestalt und ihr zerfurchtes Gesicht sah, und war im selben Augenblick zutiefst glücklich, dass ich sie kennen und mit ihr reden durfte.“

Wie hatte es schon Werner Kraft, der Jerusalemer Vertraute, formuliert?

„Wenn ich aber alle Widersprüche ihrer Existenz auf einen gemeinsamen Nenner bringen sollte, so würde ich sagen: sie ließ nur eine einzige klare Tendenz erkennen, nämlich die, von ihrem Alter keine Notiz zu nehmen und dieses Leben grundsätzlich ohne Ende fortzuführen. Daß aber das Alter von ihr Notiz nahm, das machte das oft Groteske ihrer Wirkung aus.“

In ihren nachdenklichen Momenten ist Christa Ludwigs Lasker-Schüler einen Schritt weiter – Altern ist nichts für Feiglinge: „Mit meinem Gesicht habe ich nicht mehr viele Gemeinsamkeiten, das ist ein Stück Stoff, das mal so und mal so um die Augen drapiert ist, im vorigen Jahrhundert anders gerafft und gesteckt als in diesem, aber doch nur Kostüm, nur ein bisschen Textil um die Augen gewickelt, ich sollte es mal bügeln, ja.

Ist eine Farce die Zeit, kann nicht kalt machen, nicht mich, müsste längst ausgebrannt sein, meine Liebe, diese und alle davor. Aber was geschieht? Die Jahre saugen mir Saft aus der Haut, fressen mir Fett von den Schenkeln, Schmarotzer! Und meine Seele und meine Sehnsucht lassen sie, wie sie immer waren – was für ein fahrlässiger Umgang mit Vergänglichkeit! Wäre vernünftiger gewesen, mir das andre zu lassen, meinen jungen schönen Körper zu lassen, dafür meine Sehnsucht abnagen, abfressen, ausschlüpfen – weg.“

Grandios ist diese Passage, wie viele andere auch. Insgesamt gelingt Christa Ludwig ein überzeugendes Zeit-Panorama, in dem die alternde Dichterin, die davon träumt, noch einmal ein vollendetes Liebesgedicht schreiben zu können, eine traurig-anrührende Rolle als die Seele aller Verzweifelten spielt.

Dafür hat Christa Ludwig, nicht nur in meinen Augen, den Eichendorff-Preis wahrlich verdient.

Ein letztes Mal Else Lasker-Schüler:

„Was nennt sich Dichter? Alles! Verse kann Jeder schließlich machen, aber ohne Kitsch auf die Felsen fliegen und zwar auf keine Papiermaché Felsen - suchen Sie so einen Dichter.“

Wir haben diesen Dichter, diese Dichterin, für heute, gefunden!

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit,
liebe Christa, ich gratuliere dir!